

HEYNE <

Das Buch

Die Welt nach der Apokalypse: Ein geheimnisvolles Virus verwandelt die Menschen in grauenhafte Monster, die nur ein Ziel kennen: das Virus weiterverbreiten. Millionen von Untoten überfluten die Vereinigten Staaten, während sich fünf Überlebende – darunter ein Exsoldat, eine Polizistin und ein Priester – zusammenfinden, um sich zum letzten Widerstandsnest der Menschen durchzuschlagen: einem Flüchtlingscamp, in das sich der letzte Rest der Regierung gerettet hat. Doch der Weg dahin ist gepflastert mit Leichen – toten wie lebendigen ...

Der Autor

Craig DiLouie hat zunächst zahlreiche Sachbücher veröffentlicht, bevor er mit dem Zombie-Roman *Dead* in Amerika riesige Erfolge feierte. Der Autor lebt mit seiner Familie in Kanada.



@HeyneFantasySF
twitter.com/HeyneFantasySF

www.heyne-fantastisch.de

CRAIG DILOUIE
DEAD

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
THE INFECTION
Deutsche Übersetzung von Ronald M. Hahn



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 04/2014
Redaktion: Marcel Häußler
Copyright © 2011 by Craig DiLouie
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Satz: Buch-Werksatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31513-6

Danksagung

*Besonderer Dank gebührt Randy Heller
für seine jahrelange redaktionelle Unterstützung
und
Chris Arnone für sein überragendes Wissen
in sämtlichen technischen Angelegenheiten.*

Für Christine und Mieka

PROLOG: UMFALLEN

Bei dem Versuch, den Schülern zu erläutern, wie man mittels Faktorisierung eine Algebraaufgabe löst, war Ethan gerade am Ende seiner Geduld angekommen. Dann fielen alle um.

Als er die Tafel mit einem Stück Kreide bearbeitete, um den Schülern die Vorgehensweise anhand eines dritten Beispiels zu zeigen, hörte er in der Ferne den ersten Schrei. Das Kreidestück brach ab, und er musste sich schütteln, weil er mit den Fingernägeln über die Tafel schrammte.

»Versuchen wir's noch mal«, sagte er und schaute die Klasse über den Brillenrand hinweg an.

Einige Schüler lächelten, da sein persönlicher Ton sie nun ansprach, doch der Rest fläzte sich weiterhin herum und glotzte – die einen sehnsüchtig, die anderen geistesabwesend – durchs Fenster auf die grüne Wiese hinaus, die in der Frühlingssonne leuchtete.

Ethan beendete das Beispiel, wischte sich die Kreide von den Händen und sagte: »Na schön ... Wer von euch möchte sich an der Aufgabe die Zähne ausbeißen? Wo fängt man an, wenn man nach X auflösen will?«

»Mann«, riefen plötzlich mehrere Schüler zugleich und reckten den Hals. Zwei Jungs standen auf, um aus dem Fenster zu schauen.

»Na los, Jungs«, sagte Ethan stirnrunzelnd. »Setzt euch wieder hin. In einer Viertelstunde ist doch Pause.«

»Aber da war ein Unfall«, sagte einer der beiden. Seine Augen leuchteten vor Aufregung. »Da liegen jede Menge Leute rum.«

Ein zweiter Schrei ertönte. Er kam aus einem Klassenraum am Ende des Korridors. Ethan fragte sich, was da los war, und ging einige Schritte auf das Fenster zu. Alle Schüler folgten seinem Beispiel. Sie standen auf und verließen ihre Tische, um besser nach draußen blicken zu können.

Wieder ein Schrei. Es kam aus der Ferne. Vor der Tür des Klassenraums polterten Schritte durch den Gang. Ethan drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um zwei Lehrkräfte an seinem Raum vorbeieilen zu sehen. Irgendwo knallte eine Tür.

Ethan bewegte sich in Richtung Korridor. Was war da wohl passiert? Musste er etwas in die Wege leiten, um seine Schüler zu schützen?

»Was ist das für ein Geräusch, Mr. Bell?«, fragte ein Schüler.

»Ich weiß es nicht«, murmelte Ethan.

»Das ist ja grauenhaft!«

Ethan musste sich erneut schütteln. Er kannte das Geräusch. Warum stritt er es ab? Da brüllte doch jemand. Es hörte nicht auf. Das Gebrüll wollte einfach nicht aufhören. Wer da auch schrie, er empfand nicht enden wollende Schmerzen, die so stark waren, dass er sich minutenlang die Lunge aus dem Hals schrie. Und es hatte den Anschein, als brüllte dort nicht nur ein Mensch, sondern eine ganze Menge. Manche befanden sich vor der Schule, andere im Haus ... in Räumen auf dieser Etage.

Ethan fragte sich plötzlich, ob er nicht lieber verschwinden sollte. Seine Frau war in der Arbeit. Mary, ihre Kleine, war im Kindergarten. Er näherte sich der Tür um einen

weiteren Schritt. Würde man ihn rauswerfen, wenn er die Schule verließ?

Trevor Jackson verzerrte das Gesicht. Er fiel brüllend zu Boden und brach sich die Nase. Blut spritzte. Die anderen Schüler keuchten erschrocken auf und sprangen zurück. Dann erstarrten sie angesichts des Dramas, das sich vor ihnen abspielte. Ethan wich einige Schritte ins Klassenzimmer zurück und schaute hilflos zu. Trevor lag auf der Seite. Sein Rücken buckelte sich. Er streckte die Arme aus. Seine Hände wurden zu Klauen. Die Augen traten hervor. Er vergoss Tränen und brüllte in einer Lautstärke, die Ethan zuvor für unmöglich gehalten hatte. Das Geräusch griff ihn fast körperlich an und schob ihn zurück. Ethan verlangte es plötzlich danach, so schnell wie möglich abzuweichen. Auch die Schüler spürten diesen Drang. Sie waren unschlüssig, denn nun wurde ihnen plötzlich bewusst, dass ihnen nur die Wahl zwischen Kampf oder Flucht blieb.

»Tun Sie was!«, schrie Lucy Gall ihm zu.

»Ich rufe die Polizei an ...«

Lucy fiel zu Boden. Ihr Körper zuckte unkontrolliert. Sie pinkelte in ihre Jeans. Sekunden später fing auch sie so laut und schrill an zu schreien, dass Ethans Ohren es kaum aushalten konnten. Die Schüler riefen einander zu, man solle etwas unternehmen. Ein Junge kniete sich neben Lucy hin und schüttelte sie, doch dann fiel auch er um und verdrehte die Augen.

Es ist im Lüftungssystem, dachte Ethan. Irgendwas ist in der Luft, und wir kriegen es alle ab.

Fünf weitere Schüler fielen im Sekundenabstand um, rissen Tische mit sich und verstreuten ihre Arbeitshefte.

Sie fingen an zu brüllen.

Ethan befand sich plötzlich außerhalb seines Körpers

und schaute sich zu, wie er sich zusammen mit den noch auf den Beinen stehenden Schülern in einer blinden Stampede den Weg aus dem Klassenraum bahnte. Draußen auf dem Gang liefen sie um zitternd und brüllend am Boden liegende Lehrer und Schüler herum, als wären diese Teil einer komplizierten Hindernislaufstrecke. Dann stürzten sie durch die Eisentür der Schule in Sonnenschein und relative Stille hinaus.

Ethan blieb urplötzlich und verdutzt stehen. Die Straße hinter der Wiese war ein Wust aus kollidierten Fahrzeugen. In der Ferne stiegen Rauchwolken über der Stadt auf. Und jetzt brandeten neue Wellen von Geräuschen auf ihn ein: Alarmanlagen von Autos, Hupen, Sirenen und der all dies übertönende ferne Lärm Tausender und Abertausender Menschen, die wie aus einem Munde brüllten. Es war wie ein akustischer Ausblick in die Hölle.

Es ist überall so, machte er sich klar.

Ethan lief so schnell er konnte. Er vergaß die wie von unsichtbaren Sensen zu Boden gemähten Schüler um sich herum. Das Gebrüll erfüllte ihn mit blinder Panik und einer irrationalen Furcht vor dem Übernatürlichen, als wären ihm tatsächlich Dämonen auf den Fersen. Ein Motorrad brauste an ihm vorbei. Der Fahrer segelte sich überschlagend durch die Luft. In der Ferne fielen Flugzeuge vom Himmel.

Diese Dinge registrierte sein Verstand nur am Rande, denn Ethan konnte nur an Mary denken. Er musste zu ihr. *Bitte, lieber Gott, verschone sie*, dachte er. *Nimm meine Schüler. Nimm Carol. Nimm mich. Wenn meiner Kleinen was passiert, habe ich nichts mehr.*

Er stieg in seinen Wagen und ließ den Motor an. Das Radio heulte ihm hysterisch etwas vor. Ethan schaltete es aus,

und im gleichen Moment bemerkte er, dass das Gebrüll aufgehört hatte. Als er aus dem Fenster schaute, sah er, dass die Wiese voller zuckender und bebender Körper war. Jene, die dem Infekt entgangen waren, gingen wie betäubt zwischen ihnen her. Sie zitterten, betasteten fahrig ihre Rippen und stöhnten vor Erschütterung.

Die Übertragung des geheimnisvollen Virus, der die Welt in einem Zeitraum von nur achtundvierzig Stunden überschwemmte, fand so rasch statt, und der Ausbruch der Seuche kam so plötzlich, dass Wissenschaftler später meinten, sie müsse mit einer von Menschen entwickelten Nanotechnik zusammenhängen: Sie sei irgendeine dem Labor entkommene Waffe. Die Regierung lokalisierte den Ursprung der Pandemie in einem chinesischen Dorf in der Nähe einer geheimen Forschungsanlage, erfuhr die Wahrheit aber nie. Und Ethan lehrte nie wieder.

Drei Tage später wachten die Schreier auf.

DIE ÜBERLEBENDEN

Sie sind Flüchtlinge, von jedem Ort vertrieben, den sie als Zuhause erachtet haben, und sie suchen einen sicheren Platz. Sie sind zu Nomaden geworden und leben von allem, was sie finden. Doch hauptsächlich sind sie *Überlebende*. Sie sind gut in diesem Fach, weil sie ständig auf Achse sind und trotzdem noch leben. Und sie haben die Dinge getan, die man tun muss, wenn man überleben will. Jeder Einzelne hat Menschen getötet. Sonst wäre er nicht hier.

Seit Mittwoch, als sie in Wilkinsburg Philip verloren, haben sie keine Verluste mehr zu beklagen. Jetzt sind sie noch zu fünft und sitzen kerzengerade im lauten, heißen, zwielichtigen Passagierabteil eines Bradley-Panzers, lassen eine Wasserflasche herumgehen und halten Gewehre zwischen den Knien. Sie sitzen in gespanntem Schweigen da, die Lippen schlaff. Und sie schwitzen in einer Luft, die sieben Grad heißer ist als das untypisch warme Maiwetter draußen; in einer Luft, die nach Schweiß, Ruß und Dieselöl riecht. Aufgrund des Motorenlärms, des Kettengerassels und des ständigen Trommelgeräuschs müssten sie schreien, um sich verständlich zu machen. Doch dazu fehlt ihnen die Kraft. Das Trommeln wird lauter und von einem dumpfen metallischen Klopfen unterstrichen, das den 500-PS-Motor des Bradley schließlich übertönt. Die Überlebenden sind ständig eine Sekunde von einem Aufschrei entfernt.

Das Klopfen wird von Schmuck erzeugt. Von Armreifen, Armbanduhren und Eheringen.

Die Überlebenden fragen sich, ob sie alles Lebenswerte getötet haben. Und ob es, vorausgesetzt, die Zeit dafür wäre da, nachwächst, falls sie eine Zuflucht finden.

Die Überlebenden sind anpassungsfähig. Menschen, die alles zum Überleben Nötige tun, vertrauen anderen Menschen in der Regel nicht. Doch um sich auf der Straße fortzubewegen, muss man zu einer Gruppe gehören. Und um diese Erfahrung tagein, tagaus zu überleben, muss diese Gruppe wie ein Organismus funktionieren, der alle beschützt. Jedes Mitglied hat sich in einer gewalttätigen Umgebung bewähren müssen. Hätte es versagt, wären die anderen allesamt gestorben. Das wissen sie. Nach allem, was sie gesehen und getan haben, sind sie an einem Punkt angelangt, an dem das Gefühl, für einander verantwortlich zu sein, sie daran hindert, in Hysterie oder Katatonie zu verfallen. Angst, Besorgnis, Schuld, Zorn: Diese und andere Gefühle sind so gefährlich wie die Infizierten draußen, deswegen müssen sie ebenso getötet werden.

Die Überlebenden sind aufgrund einer Vermutung zu einem Kinderkrankenhaus unterwegs. Sie haben den Bradley-Panzer, Waffen und pflegen die Illusion, so lange sicher zu sein, wie der Motor des Fahrzeugs schnurrt und seine Ketten sich bewegen. Sie müssen aber ihre Vorräte ergänzen. Vor allem brauchen sie Wasser und Dieselöl. Sie sind auf der Suche nach einem Ort, der von Infizierten verschont geblieben ist. Einem Ort, an dem man sich ausruhen kann. Die simple Tatsache ist: Sie können so nicht weiterkämpfen. Man kann nur so und so viele Kämpfe gewinnen, bis es sich irgendwann anfühlt, als verlöre man.

Sie spüren eine allgemeine subtile Veränderung der Atmosphäre, einen plötzlichen Temperatursturz. Draußen fängt es an zu regnen.

Als die Infizierten das Interesse verlieren, mit den Fäusten auf den Panzer einzuschlagen, ebbt das Getrommel nach und nach ab. Sie erfüllen die Luft mit Klagegeschrei und verschmelzen mit dem Regen.

Nur Anne wirkt wie die Gelassenheit in Person. Sie sitzt hinten am Ausgang, einer Polizistin gegenüber, auf einem Platz, der den Überlebenden Respekt einflößt, weil der, der dort sitzt, das Fahrzeug als Erster verlässt und als Letzter wieder besteigt. Die anderen bewundern Annes Lässigkeit und versuchen, sie zu imitieren. Auch wenn Sarge der Kommandant des Bradley ist, sieht man Anne als Anführerin an, da sie ohne ihr Vorbild und die verlässliche Treffgenauigkeit ihres mit einem Zielfernrohr ausgestatteten Gewehrs alle tot wären.

Sie hat zwei lange Narben auf der linken Wange und auf der rechten eine kurze, die noch frisch ist. Die Überlebenden nehmen an, dass sie einst beim Militär war, und stellen sich ihre Vergangenheit romantisch und gewalttätig vor. Anne erzählt niemandem von ihrem überwältigenden Gefühl, dass sie, wenn sie endlich anhalten und einen Rastplatz finden, an dem sie wirklich sicher sind, einen langen und ohrenbetäubenden Schrei ausstoßen wird, der ihre Schuldgefühle, ihr Entsetzen und ihre Wut artikuliert.

Stunden zuvor haben sie Sarges Infanterietrupp auf dem Parkplatz einer Wal-Mart-Filiale gefunden, zerfleischt wie überfahrene Tiere, umgeben von toten, in Stacheldraht verhedderten Infizierten. Die Toten stierten mit großen Augen

ins Nichts. Viele der Leichen waren übel verbrannt und strömten einen Übelkeit erzeugenden süßen Grillgeruch aus. Fetzen verkohlter Kleidung, am Stacheldraht hängen geblieben, zitterten in der leichten Brise. Mehrere Infizierte stolperten blindlings zwischen den Überresten herum und nagten an Menschenfleisch, an ausgerissenen Armen oder Beinen. Krähen kreischten protestierend auf, als der Bradley sich mit sechzig Stundenkilometern näherte. Im letzten Moment stob eine gewaltige Vogelschar in die Luft. Sie ließ aus blutigen Schnäbeln Fleischbröckchen vom Himmel regnen.

Sarge hat die wenigen Infizierten in der Umgebung mit mehreren Salven aus dem Koaxial-MG des Bradley niedergemäht. Im Freien hatte er die Überlebenden davor gewarnt, auf irgendeine Leiche zu treten.

Das machen wir sowieso nicht, wurde ihm geantwortet. Wir respektieren eure Toten.

»Mit Respekt hat meine Warnung nichts zu tun«, sagte er. »Sie verwesen. In ihrem Inneren entwickeln sich Gase. Seht ihr, wie aufgebläht sie sind? Sie könnten platzen und Flüssigkeiten verspritzen. Dann könntet ihr krank werden.«

Sechs Tage zuvor hatte der Bradley eine Gruppe von sechs Soldaten abgesetzt, die drei Stunden lang auf sich allein gestellt im Feld operieren sollten. Er zog sich zurück, weil dringend die Steuerung repariert werden musste. Die Soldaten probierten eine nicht tödliche Waffe gegen die Infizierten aus, die eine wirkungsvolle Negationstechnik nutzte. Sie zogen Stacheldraht, bauten die Gerätschaft auf und ließen eine Hupe ertönen, um die Aufmerksamkeit sämtlicher Infizierter in Hörweite auf sich zu ziehen.

Das wie an einem großen Basketball-Korbbrett befestigte hackenförmige Gerät ist ein Sender, der Energiewellen ab-

strahlt, die die Haut durchdringen und ein heftiges Brennen hervorrufen. Die Idee ist: Wer der Bestrahlung ausgesetzt wird, versucht, ihr instinktiv auszuweichen, und tritt den Rückzug an. Bei den Infizierten funktionierte es nicht. Sie wurden nur wütend und griffen an, bis ihr Fleisch zu brutzeln anfang. Und gaben erst auf, als sie umfielen.

Ein anderer Bradley sollte die Soldaten abholen, doch er kam nie an, da die Soldaten längst tot waren, als er zu seiner Rettungsmission aufbrach. Das Fahrzeug hatte dann einen anderen Auftrag erhalten. Sarge wusste all dies, wollte aber mit eigenen Augen sehen, was den Soldaten passiert war. Die toten Jungs waren seine Leute. Sie hatten zusammen in Afghanistan gedient. Er legte eine Hand auf sein Herz, eine Geste des Respekts, die er bei den Afghanen aufgeschnappt hatte, und sammelte ihre Hundemarken ein.

»Der Apparat erzeugt vom Hals abwärts ein brennendes Gefühl«, sagte er zu den anderen. »Seht ihr, wie schräg er steht? Es ist kein Zufall. Sie waren verzweifelt. Am Ende haben sie versucht, die Hornhaut in den Augen der Infizierten zu verbrennen. Sie wollten sie blenden.«

»Ist es in Ordnung, wenn wir ihre Kanonen an uns nehmen?«, wurde er gefragt. »Kannst du uns beibringen, wie man damit umgeht?«

»Ich habe etwas von einem Versuch mit anderen weitreichenden akustischen Waffen gehört, drüben in Philadelphia«, fuhr Sarge fort. »Aber der ist auch in die Hose gegangen. Das Gerät sollte angeblich starke Ohrenscherzen hervorrufen, indem es eine bestimmte Tonfrequenz verwendete, aber tatsächlich hat es die Infizierten nur ange-lockt. Sie kamen zu Hunderten, haben das Ding kaputt gehauen und die Einheit getötet, die es mitgebracht hat. War alles sinnlos.«

In der Ferne kläffte ein Hunderudel. Irgendwo feuerte jemand eine automatische Waffe ab und löste eine kurze, knisternde Salve von Schüssen aus, die sich wie Silvesterknaller anhörten.

»Keine nicht tödliche Waffe hat funktioniert«, fügte Sarge hinzu. »Das Einzige, was diese Wichser aufhalten kann, sind Gewehre und der Wille, sie auch einzusetzen.«

Das Panzerfahrzeug fährt mit rasselnden Ketten und Voll-
dampf in den menschenleeren Verkehrsstau hinein. Seine
fünfundzwanzig Tonnen Gewicht schieben einen Kleinlas-
ter beiseite und zermatschen die Motorhaube eines Sport-
wagens in Sekunden zu einem metallenen Pfannkuchen.
Jemand hat das Wort KRACHER mit weißer Farbe und ei-
ner Schablone sauber auf den Geschützturm gemalt, gleich
neben dem Geschützrohr. Das Fahrzeug pflügt in zwei Infi-
zierte hinein und schleudert sie in einem feinen roten Ne-
bel die Straße hinunter. Es lässt die Kreuzung hinter sich
und kommt mahlend zum Halten, den Motor im Leerlauf.
Der Bradley füllt die Straße aus, ist flankiert von Läden,
über denen nicht allzu hohe Wohnhäuser aufragen. Unter
Einsatz von Periskopen sucht die dreiköpfige Besatzung die
öde, zerstörte Landschaft ab, die im rauchigen Dunst liegt.
Der Regen hat aufgehört. Jetzt scheint wieder die Sonne.

Die Überlebenden am Heck erschauern und blinzeln.
Anhalten ist schlecht. Sie tasten nach ihren Waffen und er-
bleichen, als Sarge sich nach hinten durchquetscht und im
Kampfanzug und Helm schwitzend hinhockt. Der Kom-
mandant des Panzers, ein großer Mann, lässt das vollge-
packte Passagierabteil noch enger wirken. Wie immer
schaut er Anne an, wenn er möchte, dass die Zivilisten et-
was tun. Was die Aufteilung der Kommandogewalt betrifft,

scheint zwischen ihnen eine Art unausgesprochene Abmachung zu bestehen.

»Drugstore«, sagt er. »Wenn ihr raus seid gleich links.«

»Abgeschlossen?«, fragt Anne.

»Man kann nichts sehen.«

»Irgendwelche Anzeichen von gewaltsamem Eindringen?«

»Die Tür sieht heil aus, und die Scheiben sind alle ganz.«

»Also keine Beschädigungen?«

»Ich habe nichts von Vandalismus gesehen. Keine Feuer- oder Wasserschäden.«

»Schon ausgeräumt?«

»Nein, das ist es ja. So wie es aussieht, ist noch jede Menge Zeug in den Regalen.«

Einige Überlebende erlauben sich ein Lächeln. Der Laden ist also nicht geplündert oder verwüstet worden. Man kann die Vorräte ergänzen. Zwar nicht alles, was man braucht, aber einiges. Jeder nützliche Gegenstand, den man findet, ist Teil eines Puzzles, das den anderen hinzugefügt wird.

»Wie viele Infizierte auf der Straße?«

»Kein Lebendiger.«

»Es ist das Risiko wert«, sagt Anne.

Sarge nickt. »Euer Auftritt«, sagt er.

Um seine Nerven zu stählen, atmet Ethan tief durch, betastet seinen M4-Karabiner und versucht, sich daran zu erinnern, was Sarge ihm für den Fall geraten hat, wenn die Waffe klemmt: Hau aufs Magazin, zieh den Verschluss zurück, schau ins Patronenlager, lass das Schloss los, lass es einrasten und gib den nächsten Schuss ab. Vorausgesetzt, man hat die Zeit, all dies zu tun, während eine Horde von Infizierten

wie wahnsinnig auf einen losgeht und mit unmenschlichem Gekreisch ihrer Wut Ausdruck verleiht.

Ethan ist sicher, dass seine Uhr abläuft; dass er eines Tages getötet oder infiziert wird. Er war Mathepauker, er versteht was von Wahrscheinlichkeiten. Um zu überleben, muss er jeden Tag alles geben. Ist er nur einmal zu langsam, macht er nur einmal einen falschen Schritt oder ist zur falschen Zeit am falschen Ort, werden sie ihn erwischen. Wie viele Tage kann ein Mensch unter solchen Umständen durchstehen? Niemals zu langsam sein, keinen falschen Schritt machen, nie zur falschen Zeit am falschen Ort sein?

Es stimmt, dass er aufgrund dieser Herausforderungen an Körper und Geist gewachsen ist. Doch während sein Körper Fett verliert und straffer wird, verspürt er oft einen stechenden Schmerz im Nacken und im Rücken, besonders dann, wenn er stundenlang im Bradley sitzt. Die Wahrheit ist: Er ist ein Mann in den mittleren Jahren und nicht sonderlich gut in Form. Auch sein Verstand ist schärfer geworden; Ethan hält ständig wachsam nach Gefahren Ausschau und ist vollständig geläutert vom Popkulturquatsch und den kleingeistigen blöden Sorgen, die die Mittelschicht der Alten Zeit geplagt haben. Doch die Anspannung schädigt allmählich seinen Verstand und hobelt seiner Lebenszeit fortwährend etwas ab. Ethan steht auf, um die Herausforderung anzunehmen, aber er weiß nicht, wie lange er so weitermachen kann, bis er zusammenklappt.

Am Ende, das weiß er, stehen die Chancen knüppeldick gegen das Überleben. Die Infizierten verbreiten die Seuche durch Gewalttaten. Von ihrem aggressiven Virus besessen, sind sie absolut entbehrliche Marionetten aus Fleisch, die nur die Absicht verfolgen, neue Wirtskörper zu finden. Sie

trinken aus Gossen und Toiletten. Wenn sie Hunger haben, fressen sie Tote. Sie haben nichts zu verlieren. Sie rennen durchs Feuer und durch Kugeln, um an ihre Beute heranzukommen. Steht man, schlagen sie einen. Liegt man, trampeln sie auf einem herum. Wenn man aufhört sich zu wehren, beißen sie zu und stecken einen an. Das Virus gelangt durch den Speichel ins Blut, dringt ins zentrale Nervensystem ein und wird von dort aus ins Gehirn geleitet, wo es das limbische System befällt und Wut erzeugt. Das Virus ist so stark, so bösartig, dass es einen in Sekunden lähmt und in Minuten die absolute Kontrolle über einen erhält.

Dann wird man einer von *ihnen*. Anfangs waren sie nicht so zahlreich. Ethan hat sich nie vorgestellt, wie übel ein Mensch in einer Welt werden kann, in der alle entweder Raubtier oder Beute geworden sind. Nun scheint es mehr Raubtiere als Beute zu geben, zumindest in der Innenstadt von Pittsburgh. Wenn nicht, muss die Beute sich wohl versteckt halten. Seit Tagen gibt es keinen Strom mehr. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie die Menschen ohne Nahrung und Wasserversorgung hinter ihren verschlossenen Türen und Fensterläden leben. In wenigen Tagen wird die Stadt gänzlich unbewohnbar sein.

Es ist eine schreckliche Vorstellung, dass seine Schüler irgendwo da draußen sind und ihn jagen.

»Ich lass die Rampe runter, dann bewegen wir die Karre ungefähr zwanzig Meter die Straße entlang und parken sie in der ersten Gasse auf der rechten Seite«, sagt Sarge zu seinen Gefährten. »Auf der Straße müsst ihr die Augen selbst aufhalten. Hier gibt's 'ne Menge Gebäude und noch mehr Fenster.«

Die Überlebenden müssen nicht nur auf Infizierte achten, sondern auch auf andere Überlebende, die in diesem

Viertel wohnen und vielleicht bereit sind, den Laden zu verteidigen.

»Sarge«, sagt die Kaugummi kauende Polizistin. »Wir hatten noch keine Gelegenheit es euch zu sagen. Es tut uns leid. Du weißt schon, was mit deinen Leuten da draußen passiert ist.«

Die anderen Überlebenden nicken zwar mitfühlend, aber ihnen ist eindeutig unbehaglich zumute. Einerseits tut es ihnen leid, dass sie die Soldaten nicht mehr lebend gefunden haben, weil es erleichternd gewesen wäre, die Verantwortung für ihre Sicherheit an jemanden übergeben zu können, der dazu ausgebildet ist. Andererseits hätte Sarge, wären seine Jungs noch lebendig gewesen, Anne und ihre Gruppe wohl kaum mitgenommen. Dann wäre Sarge mit den Infanteristen abgehauen, um zu kämpfen.

Sarge schenkt der Polizistin einen eingehenden Blick. Sie errötet, stottert kurz herum und fügt dann schnell hinzu: »Wenn du 'ne Freundin zum Reden brauchst, komm zu mir. Mehr wollte ich nicht sagen.«

»Ich hab keine Freunde«, sagt Sarge. »Meine Freunde sind alle tot.«

Die Rampe fährt auf heulender Hydraulik abwärts, flutet das Abteil mit Sonnenschein und dem herben, ätzenden Geruch brennender Chemikalien.

Die Überlebenden verlassen den Bradley und verteilen sich, um die Umgebung in einem Radius von dreihundertsechzig Grad abzusichern – wie Sarge es sie gelehrt hat. Anne sagt, sie wolle den Laden, bevor die Gruppe ihn betritt, von Infizierten säubern. Die Polizistin Wendy will für Rücken- deckung sorgen. Dann besteht der Bengel darauf mitzukommen, doch Anne sagt, er soll bleiben und die Straße

im Auge behalten. Sie verschwinden, die Waffen im Anschlag, im Laden.

Der Bengel grinst. Er sieht mit dem schwarzen T-Shirt, das in normalen Kampfanzugsstücken steckt, der kugelsicheren Weste und der SWAT-Mütze wie jemand aus, der in einer Doku-Soap über minderjährige Kopfgeldjäger mitspielt. Er kaut auf einem Zahnstocher, lugt durch die Zieloptik seines M4 und sucht die Straße nach Infizierten ab.

»Bringt dich das Ende der Welt nicht schnell genug unter die Erde, Pastor?«, sagt er.

Paul hält beim Anzünden der Zigarette inne. Dann macht er weiter und inhaliert. Er seufzt zufrieden, hebt seine Knarre hoch und stößt eine lange Rauchwolke aus. »Das hier macht die Apokalypse für mich etwas schöner«, erläutert er.

»Ist das nicht Gottes Job?«

Ein Schatten huscht über das Gesicht des Geistlichen, doch er sagt sorglos: »Gott hat uns dich geschickt, mein Junge.«

Der Bengel hört auf zu grinsen. Er weiß es zwar nicht genau, aber er glaubt, dass der Alte ihn gerade verarscht hat. Er ist leicht zu verarschen. Schon die kleinste Bemerkung jagt ihm Angst ein, bringt ihn durcheinander, macht ihn wütend. Paul nimmt gedankenverloren einen weiteren Zug, dann hustet er in die hohle Hand. Der Bengel neidet ihm die Lässigkeit, die mit dem Alter kommt. Für den Bengel birgt jede Interaktion gewaltige Risiken.

»Hoffentlich regnet es wieder«, sagt Paul. »Und zwar richtig, damit diese ganze Scheiße in der Gosse verschwindet.«

»Das hoff ich auch, Pastor«, sagte der Bengel, dem diese Vorstellung gefällt.

Wendy erscheint in der Tür und signalisiert, dass die Luft rein ist. Die Überlebenden betreten den Laden. Der Bradley fährt sofort in einer Abgaswolke weiter und faltet ein weiteres Auto wie Blechfolie zusammen, bevor er in einer nahen Gasse jäh eine Neunzig-Grad-Wendung vollzieht.

Drinnen marschiert Paul zur nächsten halbwegs geschützten Ecke, lässt die Hosen runter, kackt laut in einen 15-Liter-Eimer, auf dem sich ein Toilettensitz befindet, schnappt sich eine Rolle Klopapier und raucht die Zigarette zu Ende. Der Bengel beneidet die anderen, die sich auf dermaßen beiläufige Weise erleichtern können. Er braucht für solche Dinge Abgeschlossenheit, aber das Verlangen nach Intimsphäre ist gegenwärtig keine Eigenschaft, die das Überleben fördert. Es bedeutet, einen Raum säubern zu müssen, der vielleicht von Infizierten bewohnt wird. Ein Schritt, der in den Augen anderer unnötige Risiken birgt. Ein solcher Schritt macht verletzlich. Und er beinhaltet das Risiko, zurückgelassen zu werden, falls die Gruppe zu einer schnellen Flucht gezwungen ist.

Anne berührt die Schulter des Bengels und deutet mit dem Kopf in Richtung Tür. Sie hat ihn ausgewählt, damit er Wache schiebt. Er seufzt kurz, doch dann tut er, worum er gebeten wurde, und bittet sie, ihm ein paar Batterien und Süßigkeiten mitzubringen. Ach ja, und auch eine neue Zahnbürste.

Die Überlebenden haben den Bengel vor drei Tagen auf-gelesen. Sie waren von einer riesigen Horde vom Bradley abgeschnitten und wurden vom plötzlichen Schrillen eines alten mechanischen Weckers im nächsten Häuserblock gerettet. Das Geräusch lenkte die Infizierten so lange ab, bis sie sich verdünnisieren konnten. Beim Bradley stießen sie

auf den Bengel, der sie angrinste wie die legendäre Katze aus *Alice im Wunderland*. Er weigerte sich, seinen Namen zu nennen, weil er Todd Paulsen heißt und Todd Paulsen in der Highschool immer die Null war, die einen Haufen Gemeinheiten und Demütigungen über sich ergehen lassen musste. Todd Paulsen ist tot; der Bengel hat den Versager eigenhändig umgebracht. Manchen Menschen bietet die Apokalypse offenbar eine zweite Chance. Die Überlebenden haben sich ihm gegenüber dankbar erwiesen und bewundern seine Anpassungsfähigkeit. Sie luden ihn zum Mitkommen ein, und er nahm die Einladung an. Zwar fühlte er sich auch allein stets sicher und kam recht gut klar, aber es macht keinen Spaß, wenn niemand sehen kann, wie gut man klarkommt.

Der außerhalb von Cliques aufgewachsene Bengel hatte sich immer gefragt, wie es wohl ist, einer von »uns« statt einer von »denen« zu sein. Selbst im eng miteinander verbundenen Stamm der Überlebenden war er der Neuling, der damit rechnete, schikaniert zu werden, und zwar schon deswegen, weil er der Jüngste war. Doch die Mühe machte sich niemand: Alle waren zu sehr mit dem eigenen Überleben beschäftigt. Dann passierte eine wunderbare Sache: Vor zwei Tagen, als sie mit dem Bradley unterwegs waren, putzte Anne ihm die Brille; eine rührend mütterliche Geste, die dazu geführt hat, dass er sich nun wie ein vollwertiger Angehöriger der Gruppe fühlt.

Vor einem Jahr hob ein hünenhafter Oberstufler namens John Wheeler den Bengel in der Pause in der Cafeteria vor vierzig anderen Schülern, die mit einer Mischung aus Spannung und Schadenfreude zusahen und offen erleichtert waren, dass es nicht sie traf, hoch und ließ ihn kopfüber über einem Mülleimer baumeln. Wer sich vor so etwas schüt-

zen wollte, tat gut daran, stets in der Mitte der Herde zu bleiben. Der Kniff bestand darin, dass man nie ausscherete. In Sachen Duckmäusertum waren seine Mitschüler gut. Leider stach Todd Paulsen aufgrund seiner guten Noten und seiner ungelungenen halbwüchsigen Magerkeit überall heraus. Die Lehrer nannten ihn klug. Deswegen war er bei manchen anderen Jungs unbeliebt. Einige hassten ihn sogar. Warum, wussten sie nicht, aber es war halt sicherer.

Als die Brüllerei angefangen hatte, war John Wheeler zu Boden gefallen, was bedeutet, dass er zu den Infizierten gehört. Viele der Schüler, die an diesem Tag eine Freistunde hatten, die damals johlten oder aus Angst nichts taten, sind jetzt tot oder werden vom Virus gesteuert. Soweit der Bengel weiß, ist er der einzige überlebende Zeuge dessen, was Todd Paulsen in jenen schrecklichen fünf Minuten passierte. Und doch kann er nicht aufhören, es erneut zu durchleben; ebenso wenig, wie er alle zuvor erlebten Demütigungen vergessen kann. Es ist einfacher, seinen Namen abzulegen als sein Gepäck.

Er wünscht sich, die anderen wären alle noch am Leben und könnten ihn jetzt sehen: mit einer Gruppe von Erwachsenen unterwegs, die alle bis an die Zähne bewaffnet sind und sich einen Weg durch ein apokalyptisches Ödland bahnen. Sie würden sämtliche Erniedrigungen vergessen und ihm Bewunderung und Respekt entgegenbringen. Sie würden auch wissen, dass sie nie wieder die Chance bekämen, ihn zur Schnecke zu machen. Weil er jetzt nämlich eine Knarre hat.

Wendy findet an der Kasse einige Plastiktüten und gibt sie an die anderen weiter. Bevor die Seuche der Konsumgesellschaft das Ende bereitet hat, haben Panikkäufe den größ-

ten Teil der Regale zwar geleert, aber hier gibt es noch immer nützliche Dinge. Wendy entdeckt hinter der offenen Kasse auf dem Boden einen zerdrückten Kunststoffbehälter voller Trockenfleischpäckchen. Ein toller Fund. Irgend ein Idiot hat die Registrierkasse wegen ihres Inhalts aufgeschossen, das Fleisch aber nicht angerührt. Es landet in ihrem Rucksack. Sie findet auch ein ganzes Paket Zündhölzer, einen großen Sack mit Salz, Vitamine für Kinder, Klebeband, Insektenspray, eine Schachtel Kondome und eine Flasche Sonnenöl. Alles landet im Rucksack. Sie entdeckt einen Flaschenöffner, den sie in die Tasche steckt. Eine Packung Bazooka-Kaugummi, die sie sofort und mit Freuden aufreißt, um den alten Klumpen, den ihre schmerzenden Kiefer zermahlen, auszuspucken und sich einen frischen einzupfeifen. Sie findet eine Schachtel Tampons und stellt sie vor Anne wie eine Trophäe zur Schau. Anne nickt aber nur, geht weiter und sammelt Dosen vom Boden auf.

Ethan pausiert in einem Gang und hebt einen Spiralblock auf. Er blättert die Seiten um und hinterlässt schmutzige Fingerabdrücke, als läse er einen alten Liebesbrief. Er hebt den Block vor seine Augen und holt tief Luft. Als er ihn sinken lässt, sieht Wendy, dass Tränen über seine Wangen strömen.

»Alles klar, Ethan?«

»Nein«, sagt er. »Ich meine, ja.«

Sie streckt die Hand aus, um ihn an der Schulter zu berühren, doch plötzlich hält sie inne. In Krisen darf man als Führungsgestalt keine Sanftheit zeigen. Führer müssen in Krisensituationen stark sein. *Sie* muss stark sein.

»Wo fängt man an, wenn man X bestimmen will? Mir fällt gerade ein, wo wir aufgehört haben.«

»Ist *wirklich* alles klar, Ethan?«, fragt Wendy.

»Ja. Manchmal vergesse ich, wo wir sind. Jetzt geht's mir gut.«

»Schau dich doch mal in der Drogerieabteilung um, ob du da was findest, das sich mitzunehmen lohnt«, sagt Wendy. »Besonders Beruhigungsmittel und Schlaftabletten. Prazosin gegen böse Träume. Schau nach Vitaminen, Verbänden, Antibiotika, Bendryl und Ibuprofen. Ach was, nach allem, was nützlich aussieht.«

»Mach ich.«

Wendy sieht sich weiterhin als Polizistin, weswegen sie auch noch immer Uniform trägt. Und besonders das Abzeichen. Symbole sind für sie wichtig, besonders in Krisenzeiten. Die anderen Überlebenden haben ihr anfangs zugestimmt und sie als Autoritätsperson gesehen, doch das hat sich gelegt. Für sie ist Wendy nun zwar eine wertvolle Angehörige des Teams, aber ansonsten auch nur ein Flüchtling, der sich nicht von ihnen unterscheidet. Wendy kann nicht verstehen, wieso die anderen Anne so viel Vertrauen entgegenbringen, wo sie doch viel härter kämpft und für die Gruppe viel größere Risiken eingeht. Wendy möchte nur helfen. Sie möchte dienen und beschützen. Tatsache ist, dass damals in ihrem Revier viele Cops gestorben sind, damit sie ihrem Job weiterhin nachgehen kann. Sie ist den Toten etwas schuldig.

Sie waren, jeder für sich, Zeugen des Weltuntergangs, sie haben eine grässliche Szene nach der anderen gesehen, und jede war schlimmer als die vorherige: Aus brennenden Gemeinden aufsteigende Rauchsäulen. Das in Stücke zerlegte Wrack einer abgestürzten 727, das sich kilometerweit am Parkway entlangzieht – zwischen schwarzen, halb geschmolzenen Autos, an deren Lenkrädern verkohlte Skelette sitzen. Die Infizierten fressen die Toten. Im Radio hört

man statt Musik und Werbung nur Geschrei. Für Wendy sind die einst von Menschen bemannten, nun verlassenen Polizeiwagen das Niederschmetterndste überhaupt. Alle Polizisten haben einst den Schwur geleistet, Leben und Besitz zu schützen, doch nun hat die Gewalt sie weggefegt. Die Lücke, die die Gesetzeshüter hinterlassen haben, signalisiert den Zusammenbruch von Gesetz und Ordnung. Die Lücke bedeutet: Jeder ist sich selbst der Nächste. Die Infizierten haben praktisch nur Minuten gebraucht, um den ganzen Bezirk auszurotten, zu dem ihre Dienststelle gehörte. Die anderen Cops haben ihr das Leben gerettet. Nun muss sie es sich verdienen.

Eigenartigerweise hat die Uniform ihr Leben vermutlich verlängert. Alle Überlebende tragen dunkle Farben, verschiedene Schwarztöne, Dunkelbraun und Grau. Paul trägt zum Beispiel ein schwarzes Pastorengewand mit einem weißen Kragen. Sie sind klug, sie gehören zum Besten, was noch da ist, aber dass sie hier sind, ist mehr oder weniger Zufall. In den Anfangstagen der Seuche sind sie aus dem Bradley gesprungen, und die Infizierten haben sich sofort auf alles geworfen, was in helle Farben gekleidet war. Rot regt sie am meisten auf. Jeder Rotgekleidete ist gestorben oder wurde infiziert. Dann kamen die in Orange, Gelb oder Grün dran. Philip, dem in einen anthrazitfarbenen Anzug und eine graue Krawatte gekleideten Geschäftsmann, war aufgefallen, dass sie alle nur noch lebten, weil sie am Morgen der Schlächtereier die richtigen Klamotten angezogen hatten.

»Da kommt was«, ruft der Bengel von der Tür her.

Man hört ein leises Grollen und spürt es als subtile Vibration auch unter den Füßen. Die Überlebenden versam-

meln sich um den Bengel. Anne erhöht die Vergrößerung ihres Zielfernrohrs und richtet das Gewehr auf die Straße. Das Gefühl der Vibration wandert bis in ihre Knie hinauf.

»Es ist ein Panzer«, sagt sie verwundert und lässt die Waffe sinken. »Und zwar ein ziemlich großer. Er kommt schnell näher.«

Der Panzer durchbricht eine verlassene Polizeisperre, verstreut Müll und Ratten und ist nun so nahe bei ihnen, dass sie die zerschrammte und blutbefleckte Verbundpanzerung und das massive Geschützrohr sehen können. Man spürt das Brüllen der Motoren tief im Brustkorb. Die Ketten kreischen wie ein riesiger Raubvogel.

»Hm.« Ethan runzelt die Stirn.

»Es ist ein M1-Abrams«, sagt der Bengel von Bewunderung erfüllt.

»Heißt das, die Regierung funktioniert noch?«, fragt Paul.

»Könnte sein, dass wir gerettet sind, Leute«, sagt Wendy grinsend.

»Geht in Deckung«, sagt Ethan.

»He«, ruft die Polizistin und schwenkt die Arme. »Wir sind hier drin!«

Ihre Zähne vibrieren. Flaschen mit Haushaltsreiniger fallen aus den Regalen. Die Fensterscheiben klappern in den Rahmen. Staub tanzt auf dem Asphalt. Der Geschützturm des Panzers dreht sich, das dicke Rohr zielt genau auf den Laden.

»*DECKUNG!*«

Das MG des Panzers feuert mehrere kurze Salven ab. Die Überlebenden werfen sich zu Boden. Kugeln durchschlagen die Fensterscheiben, punktieren Regale und Produkte und schlagen in die Wände dahinter ein.

Rata-ta-ta. Rata-ta-ta. Rata-ta-ta.

»Feuer einstellen!«, schreit Ethan.

Wendy verbirgt das Gesicht in den Händen und lauscht den Kugeln, die die Luft zerreißen und alles vernichten, was ihnen im Weg ist. Es klingt, als klapperte jemand gleich neben ihren Ohren mit Schrauben und Scherben in einer Metallkiste herum. Kunststoff- und Pappfetzen regnen wie Konfetti auf sie herab. Dann endet der Beschuss.

»Ist jemand verletzt?«, ruft Wendy laut.

Der Panzer wendet und donnert auf seinen mit Stahl ummantelten Ketten am Laden vorbei. Der Boden bebt. Die Scherben der kaputten Fenster fallen klirrend zu Boden. Die Luft ist dick vom glitzernden Staub und Partikeln.

»Alle Mann unten bleiben«, sagt Wendy.

Sie steht auf und huscht geduckt zur Tür, wo sie einen Blick auf das Heck des Panzers wirft, der sich inzwischen zwei Blocks weit entfernt hat. Sie sieht gerade noch, dass aus Wohnhäusern zu beiden Seiten der Straße Handfeuerwaffen auf ihn schießen. Ein Molotow-Cocktail fliegt aus einem Fenster im dritten Stock herab, birst auf dem Heck des Panzers und steckt ihn kurz in Brand. Um ihre Sicherheit besorgt, zuckt Wendy zurück. Wer sind die Leute, die da auf den Panzer schießen?

Der Abrams hält in einer Staubwolke knirschend an und erwidert das Feuer mit seinen MGs. Der Geschützturm dreht sich. Das Hauptgeschütz fährt hoch und zielt auf ein Wohnungsfenster.

Die Mündung des 105-mm-Geschützes spuckt einen blendend hellen Blitz aus. Wendy schnappt nach Luft. Sie reißt den Kopf herum, als Hitze und Licht sie mit fast körperlicher Gewalt treffen. Das Wohnhaus speit in einer gewaltigen Explosion aus Staub und wirbelnden Trümmern jäh seinen Inhalt auf die Straße: Plastiktüten, Klarsichthül-

len, Folienfetzen, brennende Kleidungsstücke. Wendy sieht auch kurz herumfliegende Menschen und Möbel. Die gewaltige Rauchwolke wogt kochend durch die Straße, verhüllt den Panzer vor ihren Blicken und taucht die Überlebenden in eine künstliche Dunkelheit.

»Was ist da los, verdammt?«, ruft der noch immer am Boden liegende Bengel.

»Ich weiß es nicht«, erwidert Wendy.

»Ich glaube, wir ändern unsere Pläne«, sagt Anne.

»Und wieso?«

»Weil der Panzer in die gleiche Richtung fährt wie wir«, erwidert Anne.

Die Atmosphäre ist noch immer voller Ruß und Asche, weil in der Stadt überall Feuer brennen. Deswegen ist der Sonnenuntergang mit seinen fremdartig grellen Farben ein sensationeller Anblick. Die Überlebenden übernachten in der Werkstatt eines Autohändlers. Nachdem sie das Gebäude durchsucht haben, schwärzen sie die Fensterscheiben mit Farbe, verschließen alle Türen und Fenster und sorgen dafür, dass die Ventilation für ihren Kocher ausreicht. Der Bradley ist bis in jede Ecke mit Überlebensausrüstung vollgestopft, die sie vorsichtig ausladen, um das Lager aufzubauen: Taschenlampen, Batterien, Coleman-Öfen, Propanflaschen, wasserfeste Zündhölzer, verschiedene Geräte, Schlafsäcke und Kanister mit Wasser. Sie stellen einen Feuerlöscher und batteriebetriebene Kohlenstoffmonoxid- und Feuermelder auf.

Kakerlaken krabbeln aus dem Licht in dunkle Räume. Leere Dosen, Verpackungen und verdorbene Nahrung vermüllen den Boden. Vor ihnen haben schon andere die Werkstatt als Zuflucht benutzt – nomadische Kollegen, die

Graffitibotschaften und Fotos ihrer Lieben auf einem Teil der Wand hinterlassen haben. Paul und der Bengel untersuchen sie mit ihren Taschenlampen. Die Lichtstrahlen huschen über die Fotos von Toten und Vermissten hinweg, die aus einer glücklicheren Zeit, aus der Zeit vor der Seuche, zu ihnen herüberlächeln.

»Wer Dale trifft, soll ihm sagen, dass Jesse lebt und nach Norden unterwegs ist, zum See.«

»Die Infizierten sind keine Menschen mehr: Tötet sie oder werdet so wie sie!«

»Wer so tut, als wäre er infiziert, wird nicht von ihnen angegriffen!«

»Das ist gelogen! Wer diesem Jungen begegnet, soll sich bitte um ihn kümmern und ihm sagen, dass es seiner Mama gut geht und dass sie ihn sehr liebt!«

»In spätestens drei Minuten zeigt sich, ob man sich angesteckt hat. Das Militär schießt alles nieder, was sich bewegt, behaltet den Kopf also unten!«

»Tötet sie alle! Youngstown ist infiziertenfrei!«

»Ist gelogen!«

»Bereut, Leute, das Ende ist nah!« Das »nah« war durchgestrichen. Daneben stand »da«.

Die Überlebenden haben oft Zugang zu Informationen wie diesen Botschaften, die andere Menschen aus Angst, Langeweile oder Mitteilungsbedürfnis an die Wand geschrieben haben. Wie üblich, ist das meiste davon kaum brauchbar.

»Glaubst du, es stimmt, Pastor?«, sagt der Bengel. »Dass die Infizierten keine Menschen mehr sind?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben sie noch eine Seele? Oder sind sie schon *drüben*?«

»Das weiß ich auch nicht, Junge.«

»Was sind sie dann? Sind sie noch Menschen? Oder Tiere? Maschinen?«

Diesmal gibt Paul ihm keine Antwort. Seine Taschenlampe beleuchtet die Gesichter an der Wand. Manche von ihnen sind tot, andere infiziert. *Was sie sind, ist schwer zu sagen. Sie sind zwar nicht mehr menschlich, aber noch immer unsere Lieben. Wir lieben sie noch immer, vielleicht sogar noch mehr als vor der Seuche. Wenn jemand von uns gegangen ist, fällt es einem leicht, sich nur an die guten Züge seines Charakters zu erinnern. Kein Wunder, dass so viele Menschen den Abzug nicht betätigen können und eher den Tod oder die Ansteckung hinnehmen. Als Sara auf mich losging, konnte ich es auch nicht tun.*

»Ist es Mord, wenn man sie tötet, Pastor?«

»Nein«, sagt Paul.

Ethan holt sein verrecktes Handy raus, betrachtet es konzentriert und wünscht sich, es würde klingeln. Dann schiebt er es in die Tasche zurück. Er denkt an Philip, der schwitzend und schmutzig im hinteren Teil des Bradley saß, die Krawatte eng um den Hals geknotet, die Aktentasche auf den Knien. Als die Katastrophe ihren Anfang nahm, versuchte der Geschäftsmann vier Tage lang seinen Börsenmakler anzurufen, um Wertpapiere von Unternehmen der Sicherheits- und Gesundheitsbranche zu kaufen. Der Reibach, den er mit Airline-Leerverkäufen machen konnte, ließ ihn fast sabbern. Seiner Meinung nach war private Energieerzeugung die nächste große Sache. Er spekulierte im Pharmabereich, im Transportwesen und im Agrargegeschäft. Die anderen Überlebenden hatten ihm freundlich und blinzeln zugehört.

Philips Börsenmakler in New York ging aber nicht ans

Telefon. Philip brachte dies immer mehr auf die Palme. Laut Philip war Wirtschaftswissenschaft einfach nur das Studium dessen, wer sich den Kuchen einsackte. Die Seuche war, wie die Brüllerei, nur ein weiterer wirtschaftlicher Schock, der neue Sieger und Verlierer hervorbrachte. Wer seine Investitionen von den Verlierern zu den Siegern verschieben konnte, strich die fettesten Gewinne ein. Dazu brauchte man jedoch einen Börsenmakler, der sein verdammtes Telefon abnahm. Philip schien es besonders wichtig zu sein, Anne von seinen Theorien zu überzeugen. Doch sie hörte ihm nur mit der Miene zu, die man aufsetzt, wenn jemand Blödsinn redet, und sagte nichts dazu.

Philip schrie ins Telefon und verlangte, man möge ihm die Aktienkurse von Firmen wie Remington, Glock und Brinks nennen. Bis dann der Strom ausfiel und er kein Signal mehr bekam. Nun war er abgeschnitten und wurde still und griesgrämig. In Wilkinsburg stieß er beim Durchwühlen der Ruine eines Gemischtwarenladens auf ein altes Exemplar des *Wall Street Journal*, das ihn verleitete, in der Asche Platz zu nehmen, um es zu lesen. Die Infizierten erwischten ihn.

Sie finden den Toten in einer dunklen Ecke. Seine Füße lugen unter einer Plane hervor, die sie wegziehen, um eine vertrocknete Leiche zu enthüllen. Der Mann sitzt breitbeinig und mit einer explodierten oberen Schädelhälfte an der Wand und trägt eine braune Uniform. Er war ein Angestellter des Sheriffs von Allegheny County. Seine Waffe ist weg. Jemand hat ihn seiner Schuhe beraubt.

Er ist umgebracht worden. Oder er hat sich selbst getötet.

Wendy kniet sich neben die Leiche hin und löst das sternförmige Abzeichen von ihrem Hemd.

»Was machst du da?«, fragt Sarge.

»Ich sammle Hundemarken«, sagt sie kurz und bündig.
Der Soldat nickt.

Anne kommt, das Gewehr hängt an ihrer Schulter, und sie meldet, dass das Essen in wenigen Minuten fertig ist.

»Erinnert dich dieser Laden an irgendwas Bestimmtes?«, fragt Sarge und schaut sie konzentriert an.

Anne blickt sich in der Werkstatt um, als sähe sie sie zum ersten Mal.

»Ich glaube, ich bin in so einem Laden zur Welt gekommen«, sagt sie.

Sarge nickt.

»Wir müssen über diesen Panzer reden«, fügt sie hinzu.

»Wir hätten ihm folgen sollen«, sagt Wendy.

»Der Panzer wollte zum Kinderkrankenhaus«, erwidert Sarge. »Wie wir.«

»Eine isolierte Einheit«, sagt Anne nickend. »Die wollen auch nur überleben.«

»Der Panzer war das erste Indiz einer funktionierenden Regierung, das wir seit Tagen gesehen haben«, wirft Wendy ein. »Eine Patrouille. Wir könnten versuchen, den Stützpunkt zu finden, aus dem er kommt.«

»Nein«, sagt Sarge. »Der Panzer kommt aus keinem Stützpunkt. Er wird zum Krankenhaus fahren, um es platt zu machen. Er wird Feuer darauf herabregnen lassen und jede Granate und jede Kugel auf es abschießen, die er hat.«

»Das kann doch nicht wahr sein.« Anne sucht nach Worten. Alles ist so absurd. »Warum denn?«

»Eindämmung der Seuche. Sie haben den Befehl dazu. Man muss diese Hingabe bewundern, selbst wenn man über die Dummheit lachen muss. Das Krankenhaus wurde vor neun Tagen überrannt, und die Infektion hat sich längst

überall verbreitet. Aber das Militär ist erst vor wenigen Tagen vom Einsatz nicht tödlicher zu tödlicher Gewalt umgeschwenkt, deswegen wurde auch befohlen, die Krankenhäuser anzugreifen, weil sie die Quellen der Seuche sind. Der Panzerkommandant führt nur seinen Befehl aus, auch wenn er eine Woche zu spät kommt. Seine Infanterieeskorte ist weg. Sein Stützpunkt wurde vermutlich verlegt, und jeder nachtragende Bürokratenarsch ist vermutlich darauf aus, ihn zu schassen, aber der Panzer wird seine Mission erfüllen.«

»Wie sicher bist du dir in dieser Hinsicht?«, fragt Anne.

Sarge zuckt die Achseln. »Ich weiß, wie das Militär reagiert hat: typisch.«

»Was also machen wir?«, fragt Wendy.

»Wir suchen uns ein anderes Krankenhaus. Am besten eins, das nicht bombardiert wird.«

»Am anderen Ufer«, sagt Anne, »liegt das Holy-Cross-Krankenhaus.«

»An welchem Fluss?«

»Am Monongahela. Im Süden.«

Sie haben aus mehreren Gründen längst entschieden, dass Krankenhäuser ideale Orte sind, um sich niederzulassen. Erstens fällt es nur wenigen Menschen ein, Krankenhäuser zu betreten. Krankenhäuser sind Orte, an denen man ungern verweilt. Krankenhäuser sind Leichenhäuser. Sie sind unrein. Nach der Brüllerei hat man die Infizierten nacheinander vom Boden aufgelesen und in Krankenhäuser gebracht, wo aber nicht genug Platz für sie war, sodass die Regierung Schulen, Ballsäle von Hotels, überdachte Stadien und ähnliche Gebäude beschlagnahmte, um die vielen Millionen Zusammengebrochenen zu versorgen. Die Krankenhäuser platzten bald aus allen Nähten. Die Schrei-

er wurden wie Klafterholz in den Gängen gestapelt. So viele Menschen waren pflegebedürftig, dass Medizinstudenten Diplome ausgehändigt und pensionierte Pflegekräfte eingezogen wurden. Als die Infizierten nach drei Tagen erwachten, schlachteten sie ihre Pfleger ab oder steckten sie an. Aus den Krankenhäusern wurden Epizentren des Todes und der Seuche.

Krankenhäuser sind jedoch reich an Ressourcen, und man kann sie auch verteidigen. Außerdem sind dort medizinische Vorräte, Nahrung, Wasser, jede Menge Platz und Notstromaggregate vorhanden. Und die meisten Infizierten haben sich längst verzogen und auf die Suche nach frischen Wirten für ihre Viren begeben.

»Das Risiko ist es wert«, sagt Anne.

Die drei anderen nicken. Der nächste Schritt der Gruppe ist entschieden.

Wendy berührt Anne am Ellbogen und winkt sie zur Seite. Die beiden Frauen durchqueren die Werkstatt und sichten überall Beweise dafür, dass die Mechaniker ihre Arbeit plötzlich aufgegeben haben.

»Bei welcher Einheit warst du?«, fragt Wendy.

Anne schüttelt kaum wahrnehmbar den Kopf.

»Ich weiß deine Leistung zu schätzen«, fährt Wendy fort. »Aber hier bin ich die höchste staatliche Autorität. Es wäre hilfreich, wenn du mich vor den anderen als solche anerkennen würdest.«

Anne schaut die Polizistin im düsteren Zwielflicht der LED-Laternen ihres Lagers an.

Wendy räuspert sich und fügt hinzu: »Wir müssen als Team funktionieren.«

»Früher hab ich nicht an die Evolution geglaubt«, wirft

Anne ein, die einen Auspuff betrachtet, der wie der Knochen eines riesigen Tieres vor ihnen am Boden liegt. »Aber jetzt tu ich es doch. Wir sind die natürliche Auswahl im Einsatz. Viele Menschen sind gestorben, weil sie sterben wollten. Sie haben mit Zähnen und Klauen gekämpft, um zu überleben, aber sie wollten nicht leben, wenn all jene, die sie gekannt und geliebt haben, sterben mussten oder infiziert wurden.«

»Du meinst, dass sie ein schlechtes Gewissen hatten, weil sie überlebt haben«, sagt Wendy nickend.

»Ja. Wir haben es alle. Die Frage ist, ob man zulässt, dass es einen umbringt.«

Ethan ruft ihre Namen und meldet, das Essen sei fertig.

Anne drehte sich zum Gehen um, verharrt aber dann und fügt hinzu: »Du wirst weiterhin irrsinnige Risiken eingehen ... als müsstest du dich als Anführerin beweisen, und daran wirst du zu Grunde gehen.«

Wendy schaut sie kurz an. Sie kriegt keinen Ton heraus.

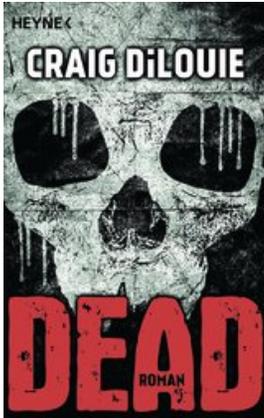
»Ich tu nur meine Arbeit«, sagt sie schließlich. »Ich bin für diese Menschen verantwortlich.«

»Damit rennst du bei mir offene Türen ein. Mir ist es nicht wichtig, wer die Führung hat. Ich möchte nur ein Dach über dem Kopf finden, damit die Gruppe eins hat.«

»Dann erkennst du mich also an«, sagt die Polizistin drängend.

»Nein«, sagt Anne.

Vor dem Ende der Welt ist Wendy jeden Morgen um fünf allein in ihrer kleinen Wohnung in Penn Hills erwacht. Dann duschte sie, bügelte ihre Uniform und verschlang einen Schokoriegel. Sie zog ein frisches kurzärmeliges schwarzes Hemd über einem weißen T-Shirt an und schlüpfte in die



Craig DiLouie

Dead
Band 1
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-31513-6

Heyne

Erscheinungstermin: März 2014

Ein rasanter Zombie-Survival-Thriller - Action und Spannung wie im Blockbuster-Kino

Die Welt nach der Apokalypse: Ein geheimnisvoller Virus verwandelt die Menschen in grauenhafte Monster. Millionen von Untoten überfluten die Vereinigten Staaten, während sich die fünf Überlebende zusammenfinden, um sich zum letzten Widerstandsnest der Menschen durchzuschlagen: einem Flüchtlingscamp, in das sich der letzte Rest der Regierung gerettet hat. Doch der Weg dahin ist gepflastert mit Leichen - toten wie lebendigen ...

 [Der Titel im Katalog](#)